

JAPAN

Alle Aspekte der japanischen Tätowierkunst

**Traditionelle
Tätowierer**

**Moderne
Tattoo-Künstler**

**Die Geschichte
der japanischen
Tätowierung**

**Yakuza – die
japanische Mafia**

**Erotische
Tattoo-Fantasien**



Hori tsune II

VON Dr. Wolfgang Herbert

Aus seiner langjährigen Arbeit als Tätowiermeister in Osakas Marktviertel Kuromon Ichiba hat Horitsune II allerlei Geschichten und Anekdoten parat: Über den Pensionär, der sich erst zur Feier seines Ruhestands ein Ganzkörperbild gönnte, über die treue Witwe, die sich für ihren verstorbenen Gatten tätowieren ließ oder über das wehleidige Yakuza-Söhnchen, dessen Tätowierung nur durch Zureden des ganzen Clans zuende gebracht werden konnte

Ein junger Mann in Tokio. Anfang zwanzig, verkrachter Kunststudent, von der »inhumanen Kälte der Megalopolis abgestoßen«, wie er rückschauend sagt, schlägt sich mit Gelegenheitsarbeiten durchs Leben. Er kommt aus der weit im Süden Japans gelegenen Insel Kyûshû. Um sich dem Studium der bildenden Künste zu widmen, hat er den weiten Weg in die Hauptstadt angetreten. Der verschulte Betrieb am College hingegen raubt ihm bald alle Illusionen. Er bricht sein Studium ab und jobbt einstweilen ziellos vor sich hin. Die Leidenschaft jedoch für die Malerei, das Gestalten, glimmt unauslöschlich in ihm weiter. Er ist gerade Lastwagenfahrer und fährt Schutt auf Abfallhalden. Eines schwülen Sommertages labt er sich an einem Brunnen. Ein Kollege entsteigt seinem LKW und macht Anstalten, sich zu waschen. Er zieht sein verschwitztes T-Shirt aus und spritzt sich Wasser über den Rücken. Der schillert vielfarbig in der gleißenden Sonne. Er hat eine großflächige Tätowierung, die den kunstsinnigen Akimitsu Yôsuke, unseren Kunststudenten, restlos fasziniert. Er ist hingerissen, geblendet, verloren und gewonnen. Verloren für die traditionellen Schönen Künste,

gewonnen für die in Japan immer noch ziemlich verpönte Kunst des Hautstichs. »Daß man derart präzise und farbenprächtige, dreidimensionale Bilder auf die Haut eines Menschen malen kann, habe ich bis dahin nicht geglaubt. Ich habe dieses Tattoo gesehen und gewußt, das ist meine Sache, mein Lebensweg«, erzählt Horitsune, wie er heute mit seinem Künstler- oder Meisternamen heißt. Vorerst besorgt er sich, elektrisiert durch das Hautbild, alle erhältliche Literatur zum Thema Tätowierung. Er stöbert in Antiquariaten, geht in Bibliotheken, durchforstet Magazine.

Aber Horitsune bleibt nicht bei der Theorie stehen. Er stellt sich selber Tätowierstäbe her, besorgt sich Tusche und beginnt zu experimentieren. »Früher hieß es, man solle

Der Künstler Horitsune II ▶





Das konventionelle Meister-Schüler-Verhältnis hat seine Vorteile. Es ist eine Art Charakterbildung. Aber es gibt dabei viel zu viel Geheimniskrämerei und unnötige Sklaverei

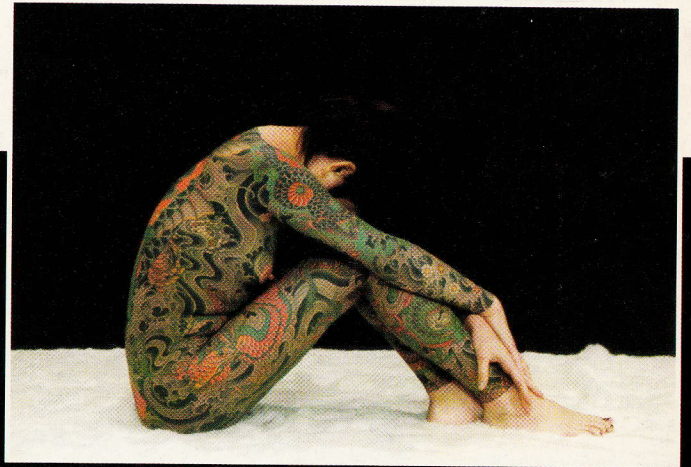
drei Tage alten Rettich verwenden. Der habe dieselbe Konsistenz wie die Epidermis. Aber mir war das zu langweilig. Ich habe sofort an meinen Beinen begonnen zu stechen«, meint Horitsune amüsiert und schiebt seine Hosenbeine hoch. Tatsächlich sind seine Ober- und Unterschenkel mit halbfertigen, teils einfarbig flächigen, teils umrisslinihaften Bildchen übersät. »In unserem Gewerbe ist das ein Ausweis für fleißiges Training. Je mehr Patchwork, desto besser. An den Beinen erkennt man sie, die Tätowierer«. Sein Oberkörper jedoch wurde von seinem Meister in traditioneller Manier kunstvoll hautverziert. Mittlerweile verheiratet, verbrachte Horitsune seine freien Stunden hingebungsvoll mit seinen Hautdekorationen. Seine Frau, die das nicht mit ansehen konnte, meinte: »Suche dir jemanden, zu dem du ordentlich in die Lehre gehen kannst, so geht das ja nicht weiter«. Er folgte ihrem Rat und ging nach Osaka, Kuromon Ichiba. Das ist ein seit Jahrhunderten bestehender großer

Markt, in dessen Umfeld mehrere Tätowierer arbeiteten. »Willst du ein Tattoo, geh' nach Kuromon«, war ehemals ein geflügeltes Wort. Heute ist Horitsune der letzte Tätowiermeister, der dort in einem Studio arbeitet.

Horitsune begab sich also auf die Suche und wurde fündig. Er bat den von ihm als seinen künftigen Meister auserkorenen Hautbildkünstler inständig um Aufnahme als Lehrling. Und wurde abgelehnt. Das gleich mehrere Male. Aber er ließ nicht locker. Vorerst ging er als Kunde zu Horitsune I (er selber wurde später der Zweite in der Meisterlinie, also genau genommen Horitsune II). Er ließ sich den Rücken, die Oberarme und die Brust stechen. Dabei schaute er aufmerksam und angespannt zu, um mit den technischen und handwerklichen Einzelheiten vertraut zu werden. Der Meister schien sein echtes Interesse zu spüren und an ihm Gefallen zu finden. Schließlich akzeptierte er ihn als seinen Schüler. Die vorherigen Abweisungen waren vergessen. Sie gehören auch nahezu zum »Ritual«. Ein Meister-Schüler-Verhältnis im asiatischen Kontext ist, wenn man so will, eine »totale Institution«. Eine Rund-um-die-Uhr-Geschichte, die Hingabe und Bereitschaft zu absolutem Gehorsam fordert. Aber Horitsune II hatte sich buchstäblich mit Haut und Haaren dem Gewerbe verschrieben.

Zunächst hieß es, kleine Dienste, Handreichungen und dergleichen zu verrichten. Und warten. Tusche anreiben, Gerät reinigen, Studio auf Hochglanz bringen, zuschauen. Es dauerte Monate, bis (noch) Akimitsu Yôsuke selber das Tätowiergerät in die Hand nehmen und einem

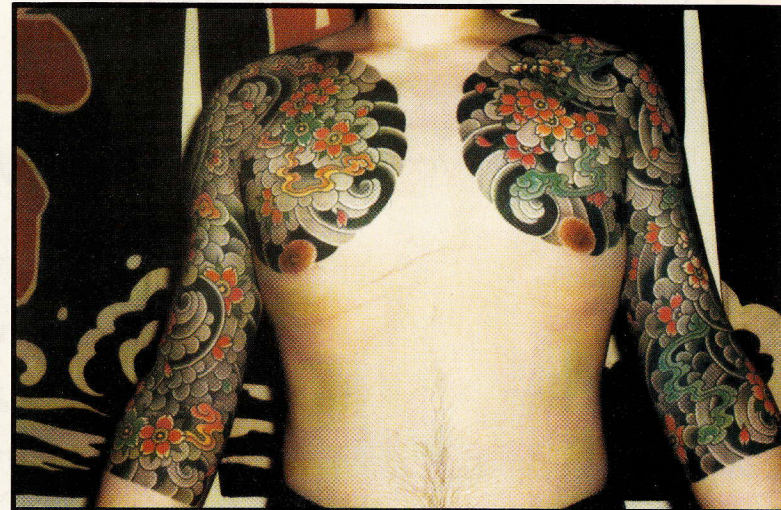
Eine japanische Jazz-Sängerin mit ihrer großartigen Ganzkörper-Arbeit von Horitsune





ausgestiegen. Jeder soll sich seinen eigenen Namen zulegen und zusehen, sich einen echten Namen im Sinne einer Reputation als Künstler zu machen. Mehrere junge Leute sind in meine Schule gegangen ohne den ganzen Krimskrams der ewigen Wartezeit und Anwartschaft und des Faktotum-Daseins. Sie sind heute selbständig und machen vornehmlich kleinflächige Arbeiten für eine junge Klientel. Sogenannte one-point-Tattoos, die jüngst in Japan in Mode gekommen sind. Nicht zuletzt aufgrund des Tattoo-Booms in Europa und Amerika«.

Gegenwärtig kann der Anfang fünfzigjährige Horitsune II auf bald dreißig Jahre Hautstichgewerbe



Es gibt wohl nur wenige, die so viele Häute mit Farbe gegerbt haben wie ich

Kunden die Umrisslinien stechen durfte. Sein Meister hatte eben auf Tätowiermaschinen umgestellt. Deshalb erlernte Horitsune II das Handwerk per Maschine. Über seine Lehrzeit befragt, wird der sonst leutselige und gesprächige Horitsune II so einsilbig wie bei der Arbeit. Bei der spricht er so gut wie nie.

»Es war hart. Das konventionelle Meister-Schüler-Verhältnis hat seine Vorteile. Man lernt menschlich sehr viel. Es ist eine Art Charakterbildung. Disziplin, Geduld, Fleiß, Ehrfurcht vor dem Handwerk und vieles mehr macht man sich quasi im Vorbeigehen zu Eigen. Aber es gibt dabei viel zu viel Geheimniskrämerei und unnötige Sklaverei. Ich bin kein kompletter Gegner dieses Systems, aber persönlich halte ich mich nicht an die Tradition. Ich teile mein Wissen bereitwillig mit jenen, die es erwerben wollen. Junge Kratzer kommen zu mir, um sich stechen zu lassen und um Tätowieren zu lernen. Manche unter ihnen waren in den USA oder haben sich in Japan Kenntnisse der Tätowierung westlicher Art angeeignet. Wenn sie von mir was lernen wollen, erteile ich jedwede Instruktion. Vorausgesetzt der Kandidat entspricht charakterlich meinen Ansprüchen und erscheint mir der Sache würdig. Aber meinen Meisternamen werde ich nicht vererben. Ich bin ja aus diesem System

zurückblicken. »Es gibt wohl nur wenige, die so viele Häute mit Farbe gegerbt haben wie ich«, meint er. Begonnen hat er recht bescheiden. Nachdem er seinen Künstlernamen erhalten und somit lizenziert in die Freiberuflichkeit entlassen worden war, begab er sich auf Kundenfang. Er verschickte Fotos seiner Arbeiten an Yakuza-Büros oder ging mit seinen Alben persönlich bei Yakuza-Paten vorsprechen, um an Arbeit zu kommen. Des öfteren erhielt er das Angebot, als Gangmitglied Aufnahme zu finden, um praktisch als »Haus-Tätowierer« bei gesichertem Lebensunterhalt werken zu können. Er hat dies mehrfach abgelehnt. »Mich hat immer nur der künstlerische Aspekt des Hautstichs interessiert. Der zweifelhafte Glamour der Unterwelt hat mich nie angezogen, auch wenn nach meinem Debut als Tätowierer jahrelang bis zu neunzig Prozent meiner Kundschaft aus einschlägigen Kreisen kam. Aber ich sah mich stets als Hautbildner, nicht als Ganoven«.

Horitsune II ließ sich einen Werbegag einfallen, der jedem sprichwörtlich geschäftstüchtigen Kaufmann aus Osaka Ehre gemacht hätte. Er bemalte (diesmal wirklich nur mit Farbe) seinen siebenjährigen Sohn kunstvoll am ganzen Körper, gab ihm einen Lampion in die Hand, auf



sein sogar beinahe gesellschaftsfähig, jedenfalls in gewissen Kreisen akzeptiert. Rock- und Popmusiker stellen ihre Tattoos öffentlich auf Werbeplakaten oder in Fernsehsendungen zur Schau – vor wenigen Jahren noch undenkbar.

Als jüngsten Trend stellt Horitsune fest, daß zunehmend junge Kunden, die sich ein kleines Motiv stechen hatten lassen, zu ihm kommen, um dieses in eine großflächige japanische Arbeit integrieren zu lassen. Ihr Tätowierer konnte zwar Einzelmotive, oft »westlicher Art«, inken, beherrschte hingegen die Tätowierung japanischen Stils nicht. So wird also Horitsune aufgesucht. Von ihm wird dann z.B. ein Totenköpfchen auf dem Oberarm in eine flächendeckende Hautdekoration vom Handgelenk bis über Schulter und Brust eingearbeitet. »Diese jungen Leute lassen sich ein Modetattoo machen, das ihnen dann aber die Augen für die Tätowierkunst als solche öffnet. Da kommen sie drauf, daß es eine japanische Tradition gibt und wollen dann was Authentisches. Daß man nach dem ersten bescheidenen Bildchen mehr und mehr Farbe auf der Haut bekennen will, konnte ich übrigens über die Jahre unzählige Male beobachten«.

Über seine Kunden kann Horitsune allerlei Anekdoten und Schnurren erzählen. Über das Yakuza-Söhnchen zum Beispiel, das zwar nicht in die Fußstapfen seines Vaters treten, aber partout einen dieser tollen bunten Bodysuits haben wollte. Nach langen Besprechungen mit Horitsune, an denen der ganze Clan teilnahm, entschied man sich für

Junge Leute lassen sich ein Modetattoo machen, das ihnen dann aber die Augen für die Tätowierkunst als solche öffnet. Dann wollen sie plötzlich etwas Authentisches

dem sein Künstlurname stand, und lichtete ihn ab. Dieses Foto seines lendenbetuchten Kindes mit der beeindruckenden »Ganzkörper­tätowierung« schickte er dann an Yakuza-Banden. Dort, so erzählt er, hätten dann die hartgesottenen Banditen eifrig diskutiert, ob sie selber Mannes genug seien, sich eine ähnliche Hautzeichnung stechen zu lassen, wenn schon ein kleiner Knabe derart prunkvoll dekoriert sei. Diese Aktion hatte Horitsunes Ruf in der Gangsterszene endgültig etabliert. Klienten kamen zunehmend per Mundpropaganda und zeitweise hielt er mit drei, vier Kunden am Tag stundenlange Stechséancen ab.

Heutzutage bearbeitet er normalerweise nur einen Hautpatienten pro Tag. Auch hat sich das Profil seiner Kundschaft geändert. Nur noch etwa die Hälfte rekrutiert sich aus Yakuza-Kreisen, die andere Hälfte besteht aus Leuten in bürgerlichen Berufen wie Taxifahrern, Feuerwehrleuten, Köchen, Bauarbeitern aber auch biedereren Firmenangestellten. Das hat übrigens Tradition: es waren nie ausschließlich Yakuza, die sich hautbemalen ließen, wie es ein in Japan verbreitetes Stereotyp will. Jüngst wird Tätowiert-

ein Motiv. Fortan wurde der junge Kandidat wöchentlich mit einer luxuriösen Limousine zu Horitsunes Studio kutschiert, um sich bearbeiten zu lassen. Aber nach wenigen Sitzungen häuften sich die Ausfälle. »Ständig hatte er andere Ausreden, um sich der peinvollen Prozedur zu entziehen. Die ganze Familie mußte ihm gut zureden, das angefangene Hautbild zur Gänze ausgestalten zu lassen, alles andere sei eine Schande und lebenslange Schmach. Er war schrecklich wehleidig. Bei jedem anderen Hyperempfindlichen hätte ich gesagt: »Geh' woanders hin oder laß es bleiben«. Aber sein Vater war ein renommierter Boß und ich konnte sein Früchtchen nicht einfach wegschicken. Er hat mich bestens dafür entschädigt und mit Geschenken überhäuft. Meist mit Naturalien oder teuren Spirituosen. Einmal hat er beiläufig gefragt, ob wir was brauchen könnten. Meine Frau betreibt ja ein Lokal und hatte gerade keine Eier. Kaum war das Wort gefallen, kam ein derart riesiges Paket mit Landeiern ins Haus, daß wir sie trotz Gastbetrieb nicht verbraten konnten. Wir haben die Eier verschenkt. Damals hat die ganze Nachbarschaft von meiner Mimose profitiert!«



Daß die Akzeptanz von Hautaccessoires in der japanischen Mainstream-Gesellschaft immer noch gering ist, illustriert die Geschichte eines Kunden, der Angestellter in einem angesehenen Handelshaus war. Bei der üblichen firmeninternen Gesundheitsuntersuchung kam heraus, daß er ein Hautbild trug. Er wurde prompt gefeuert. Auch der bislang betagteste Kunde Horitsunes hat seinen lange



gehegten Tätowierwunsch wegen gesellschaftlicher Bedenken lange hintangehalten. Er unterzog sich dann doch einer zwei Jahre dauernden Körperdekurationsprozedur. Genau zu seinem 60. Geburtstag und Pensionsantritt war dann das Meisterwerk vollendet. Unter anderem ziert ihn ein großer Phönix, Symbol der Unsterblichkeit. Aufgrund seiner Position als leitender Firmenangestellter habe er sich die Tätowierung in jüngeren Jahren schlechthin nicht leisten können.

Auch Frauen kommen immer wieder in Horitsunes Studio. Da war etwa die hübsche junge Frau, die sich den ganzen Rücken mit einer Kannon verzieren ließ. Die Kannon ist ein Bodhisattva des Mahâyâna-Buddhismus und wird als Spenderin von Barmherzigkeit und Mitleid verehrt. Diese Frau war die Partnerin eines Gangsters, der eine lange Haftstrafe abzusitzen hatte. Um ihm augenscheinlich und wahrhaft körperlich ihre Treue zu beweisen, ließ sie sich nun das gleiche Bild stechen, das ihr Mann auf der hinteren Seite seines Rumpfes trug. Der konnte bei ihren regelmäßi-

gen Gefängnisbesuchen den Fortschritt des Kunstwerkes verfolgen. Als es fertiggestellt war rief er aus: »Ihre Kannon ist ja schöner als die meine!«

Frauen kämen oft mit einer klaren Motivation und hoher Schmerztoleranz zu ihm, weiß Horitsune. Er hatte eine Kundin, die extra aus Kyûshû angereist kam, um sich innerhalb von vier Tagen und Nächten den gesamten Rücken an einem Stück tätowieren zu lassen. Sie erzählte, daß ihr Mann vor kurzem gestorben sei. Vor seinem Ableben hatte er über heftige Rückenschmerzen geklagt. Sie wollte ihm nun mit ihrer freiwilligen Tortur quasi nachträglich die Pein erleichtern. Das wird nur verständlich auf der Folie einer Jenseits- und Ahnenvorstellung, die von einer mystisch-spiritistischen Verbindung zwischen Diesseits und Transzendenz ausgeht.

Einen echten Bodysuit vermachte Horitsune einer Frau in den Mittzwanzigern. Heute werden auch in Japan sogenannte Ganzkörpertattoos meist nur noch über den Rücken bis zu den Oberschenkeln, die Schultern und vorne offen über die oberen Brusthälften und Oberarme geinkt. Besagte Kundin ließ sich hingegen vom Hals bis zu den Hand- und Fußgelenken de facto zur Gänze zumachen. Sie hatte jahrelang für diese Arbeit gespart. Das kann etliche Millionen Yen kosten. Schon als Kind habe sie sich intensiv eine Ganzkörperverkleidung gewünscht. Dazu muß erwähnt werden, daß ihre beiden Elternteile tätowiert sind. Sie hatte längere Recherchen angestrengt und sich dann für Horitsune entschieden. Der steckte sein ganzes Können in diese Arbeit. Sie kam zwei bis drei Mal die Woche für eine Stechsitzung. Eine ungewöhnliche Frequenz. In nur neun Monaten war das Hautkleid vollendet. »Ein absoluter Rekord«, so Horitsune begeistert, »vielleicht ist es meine letzte Arbeit dieser Art. Sie war eine ideale Kundin. Auch bei den empfindlichsten Stellen wie z.B. an der Kniekehle oder im Steißbeinbereich hat sie mit keiner Wimper gezuckt. Normalerweise versucht sich der Körper unbewußt dem Schmerz zu entziehen. Aber sie hat sich nicht vom Fleck gerührt. Und dazu noch diese schöne Haut, ein Stechvergnügen war das!« Die Frau arbeitet als Jazz-Vokalistin und muß jahraus, jahrein langärmelige Kleidung und Hosen oder lange Röcke tragen. »Zumindestens, wenn ich auf die Straße gehe«, sagt sie, »aber ich habe kein Problem damit, wenn die Leute meine Tätowierung sehen. Das Problem ist in ihrem Kopf, nicht auf meiner Haut!«

Horitsune ist im Prinzip für alle Kundenwünsche zu haben. Aber er hegt eine ausgeprägte Tätowierer-Ethik. Wer noch eine farblich unversehrte Haut hat, kann damit rechnen, sich mehreren Konsultationen unterziehen zu müssen. Das Tattoo-Motiv wird ausgiebig besprochen, nicht selten läßt Horitsune seine Kunden ihre Vorstellungen selbst skizzieren. Auch bezüglich der Stechmotivation wird der Klient eingehend befragt. Horitsune ist sich der Lebenslänglichkeit des einmal in

die Tat umgesetzten Wunsches bewußt. Erst wenn er den Eindruck hat, daß der zu Behandelnde wirklich weiß, was er will, macht er sich ans Werk.

Nein sagt er zu Genitalienschmuck (unter Yakuza beliebt). »Da halte ich dem Typ das Werkzeug hin und sage: Bitte, Selbstbedienung«. Auch »daimon«, das sind die Embleme oder Symbole von Yakuza-Banden, sticht er nicht. »Zu oft

verlassen die Leute das Gewerbe oder wechseln ihre Gang, dann muß ich das vertuschen oder umarbeiten. Das ist ähnlich wie mit dem Namenszug von Geliebten. Sachen, bei denen Reue vorprogrammiert ist, mache ich nicht.« Mit seiner Standesehre konfliktiert auch das kosmetische Tätowieren, die Verstärkung von Augenbrauen etwa oder Lidschatten. »Dafür gibt es Spezialisten, ich bin ja kein Schönheitschirurg – oder doch, aber in einem anderen Sinne, ich bin Hautbildner, nicht Kosmetiker!«

Seit geraumer Zeit malt Horitsune in traditionellem Stil buddhistische Altarbilder. »Das hat mir den Blick für die religiöse Dimension und Symbolik vieler meiner Hautbilder geöffnet«, kommentiert er sein Hobby, »und meine Tattoos haben an Präzision, Ausdruckskraft und im Falle religiös

inspirierter Motive an Korrektheit, an Übereinstimmung mit tradierten Darstellungsformen gewonnen.« Mittlerweile versucht sich Horitsune auch im Bearbeiten von Holz und Stein. Er schnitzt Kannon-Figuren von beeindruckender Filigranität. In Zukunft möchte sich Horitsune vermehrt diesen gestalterischen Künsten widmen und sich vom Bearbeiten von Häuten zurückziehen. Keineswegs abwegig, geradezu ein Schließen des Kreises. Biographisch, da er sich damit seinen ursprünglichen Ambitionen wieder annähert und historisch, da vor der Professionalisierung des Tätowiergewerbes im 19. Jahrhundert Holzschnittkünstler und Druckstockschnitzer als Nebenerwerb auch Hautstiche gemacht hatten. Von dorthier stammt auch die neutralste und unter Szenevertrauten am häufigsten verwendete japanische Bezeichnung für Tätowierung: »horimono«, was sich vom Verb »horu« = schnitzen, einschneiden, gravieren herleitet. Es findet sich ja häufig in den Künstlernamen japanischer Tätowierer: das »tsune« in Horitsune bedeutet soviel wie unentwegt, fortwährend, also ist Horitsune der, »der (für) immer schnitzt«. Ein Name, dem er somit in aller Bedeutungsvielschichtigkeit und in verschiedenen Kunstformen und mit unterschiedlichen künstlerischen Medien jede Ehre macht. □



Studio Horitsune II · Nihonbashi 1-chome 13-11
Chûô-ku · Osaka 542-0073 · Tel. 06-6633-1688